

Stürmisches Leben im Lied

Pop: Ulla Meinecke's „Songs & Geschichten“ im Capitol

Von Martin Vögele

Die Fahrt wird erhobenen Hauptes fortgesetzt: Die Kapitänsmütze, die sie im März 2020 aufgesetzt hatte, als die Corona-Zeiten stürmisch waren, trägt Sängerin Ulla Meinecke auch am heutigen Abend, als sie nach knapp zwei Jahren mit ihrem Programm „Songs & Geschichten“ ins ansehnlich besuchte Mannheimer Capitol zurückkehrt. „Weil mit so einer Mütze auf dem Kopfkannst dich nicht hängenlassen“, meint die Berliner und zitiert ihre hessische Großtante – was wir hier in hochdeutscher Übersetzung wiedergeben wollen: „Kind, alles darf man verlieren, aber nicht die Contenance!“ „Und so wie die Dinge sich entwickelt haben... also ich behalt' sie zur Sicherheit einfach noch ein bisschen auf“, sagt Meinecke und löst in einem den kurzen Impuls aus, sich vielleicht auch so eine Rückgrat-stärkende Kopfbedeckung zulegen zu wollen.

Edo Zankis „Tänzerin“ als Krone

Ganz in Weiß ist sie gekleidet, Reinmar Henschke, ihr Bühnenpartner an den Keyboards, ist wieder dabei und lässt zur Begrüßung Bruce Hornsby's „That's Just The Way It Is“ von den E-Piano-Tasten perlen, das sich unter Meinecke's dunkel-hauchiger Stimme in die lebensklug zurückblickende Ballade „Das war schon immer so“ verwandelt. Im vergangenen August feierte Meinecke einen runden Geburtstag, 70 Jahre wurde die große Interpretin als, die in den 80er Jahre ein Synonym für deutschsprachige Popmusik war, als es dieses Genre im engeren Sinn noch gar nicht gab, als ein ungewisses Vakuum zwischen Schlager, NDW und dessen Rock-Erben ihre Präsenz zwingend erforderlich machte.

Die Liedtexterin und Vokalistin besitzt Humor, Weisheit und eine dezidierte Pathos-Abneigung, was sich zu einer feinen Melange fügt und uns ihr sehr gern beim Erzählen aus ihrem Leben zuhören lässt. Und beim Singen natürlich auch, sei es bei Coverversionen wie Paul Simons' „50 Ways to Leave Your Lover“ („50 Tips“), Rio Reisers' „Junimond“ oder Udo Lindbergs' „Nichts haut einen Seemann um“, sei es bei den eigenen Stücken, wie dem schön gallig-humorigen Pop-Chanson „Zu alt“, dem schwungvollen „Wir“ oder der „Tom Sawyer“-inspirierten Kindheits-Besinnung „Wer will schon Becky Thatcher sein?“ Und Edo Zankis Komposition „Die Tänzerin“ setzt dem Programm auch diesmal eine Krone auf.



Gut eingespieltes Duo: Reinmar Henschke und Ulla Meinecke. BILD: VÖGELE

Shalev: Krieg statt Literatur

Autorin: Israelin kann seit Hamas-Überfall nicht schreiben

Die israelische Bestsellerautorin Zeruya Shalev („Liebesleben“) hat nach dem Angriff der Hamas auf Israel vom 7. Oktober 2023 nach eigenen Worten mit dem Schreiben von Literatur aufgehört. Sie habe nicht einmal mehr das Dokument für das Buch geöffnet, das sie gerade angefangen hatte, sondern sofort Artikel für Zeitungen und Reden verfasst, sagte die Schriftstellerin der „Berliner Zeitung“ (Sonntag). Literatur sei gerade nicht wichtig. „Ich wünschte, ich könnte einfach zu meinem Roman zurückkehren, aber das ist unmöglich. Wie kann man sich Geschichten ausdenken, wenn das Land voller schrecklicher Geschichten ist.“ dpa

Anrufung der Geister

Adelante: Mit „Aurora Negra“ und „Guns“ beginnt die dritte Auflage des iberoamerikanischen Theaterfestivals am Heidelberger Theater

Von Gisela Stamer

Die Bühne des Marguerre-Saals ist offen, mit Weihrauch geschwängelter Nebel erlaubt nur diffuses Licht. Auftritt Cleo Diára, Isabel Zuua, Nádia Yracema in rot-weiß gestreiften Kostümen, die an die Landesfarben der Kapverden erinnern. Begleitet von Trommeln und kreolischen Gesängen aus Guinea-Bissau und der Inselgruppe im Atlantik beschwören sie tanzend die Geister ihrer Vorfahren, ihrer Mütter, bitten um Kraft für Körper und Geist.

Bis auf eine beeindruckend feingewebte, indigene Maske aus dünnen Metallfäden – stellvertretend für alle Vorfahren aus den ehemaligen überseeischen Kolonien Portugals im Hintergrund installiert – ist der Bühnenraum völlig leer. Doch die drei Performerinnen füllen ihn durch ihre starke physische Präsenz völlig aus. Zunächst auf Kreol, dann auf Portugiesisch rufen sie auch „Doña Maria da Gloria“ – im 19. Jahrhundert Königin von Portugal – an, um sie als „Schwester“ für ihre Sache zu gewinnen.

Vom Leiden durch Migration

Sie wollen nichts weniger zurückgewinnen als die Deutungshoheit über das jahrhundertlang erlittene Leid während der Kolonialzeit der Europäer. Das Schweigen beenden. Vergeblich jedoch appellieren sie an den Geist der weißen Aristokratin Maria II., die wie sie den Weg aus Übersee nach Europa antrat. Aber Maria II. kam 1833 aus Rio de Janeiro nach Portugal, um zu herrschen, und nicht, wie die abertausenden schwarzen Frauen aus den ehemaligen portugiesischen Kolonialgebieten, um als billige Arbeitskräfte und Menschen zweiter Klasse ihr Dasein am unteren Ende der gesellschaftlichen europäischen Hierarchie zu fristen.

Dann berichten die drei Akteurinnen von ihrer ganz persönlichen Migrationsgeschichte, erzählen davon, wie sie mit brasilianischen Telenovelas ihr Heimweh stillten, tanzen auslassen. Bis sie eine Stimme auf dem Offunterbricht. Die intime Szene entpuppt sich, in dramaturgischer Hinsicht etwas überraschend, als Casting für eine Show ohne Namen.

Als die Regisseurin von ihnen verlangt, das europäische Publikum mit „primitiven afrikanischen Bewegungen“ zu bedienen, sie auffordert, „das wilde Tier“ rauszulassen, steigen die Bewerberinnen aus und verschwinden, von einer Kamera begleitet, in der Garderobe, wo sie in schrille, sexy Outfits wechseln.



Tanzen und spielen eindrucksvoll für Gerechtigkeit: Cleo Diára, Isabel Zuua und Nádia Yracema. BILD: FELIPE DREHMER

Zurück auf der Bühne haben Diára, Zuua und Yracema ihren großen Auftritt: Zu lateinamerikanischen Rhythmen, Hip-Hop und Techno tanzen und rappen sie an gegen vielfältige Formen von Alltagsdiskriminierung in Beruf und Ausbildung, feiern ihre schwarze Haut und beschwören, unter Anrufung zahlreicher schwarzer Aktivistinnen, eine „schwarze Morgenröte“. In Anlehnung an die Sentenz der schwarzen Aktivistin und Feministin Audre Lorde von der „Fähigkeit, einander Freude zu schenken“, als „revolutionärem Akt“, deklamieren die Akteurinnen die „glückliche schwarze Frau“ als „Revolution“.

Nach einer kurzen, raumgreifenden Videoprojektion schwarzer Pietás, die vor dem Hintergrund des Meeres ihre toten schwarzen Männer in ihren Armen halten, stehen der Applaus eines ergriffenen Publikums.

Während im Alten Saal des Stadttheaters schon eine Festival-Party steigt, ist im Kinder- und Jugendtheater mit „Guns“ die deutsche

Erstaufführung des erst auf den zweiten Blick verstörenden Stücks der freien uruguayischen Theatergruppe „El Almacén“ zu sehen. Nach einem heiteren Einstieg über „Super-Clown“, der durch sein Puppenspiel alle retten soll, wartet Regisseur André Hübener mit einem Panoptikum von Figuren auf, die das 80-minütige Stück in einen bedrohlichen Mikrokosmos verwandeln.

Typen statt Charaktere

Auf der offenen Bühne in Form einer an beiden Seiten verkürzten Skaterbahn in der Mitte des Theaterraums Zwinger I geben skurrile Typen wie Ex-Profi-Fußballspieler „Hulk“ mit zu großem Gebiss oder Spießbürger „Cabrera“ mit weißen Socken in den offenen Sandalen Einblick in die Welt uruguayischer Bürger und Bürgerinnen, die sich im Viertel „Schöne neue Welt“ zu zwei gewaltbereiten Aktionsgruppen zusammenschlossen haben.

Die beiden Gruppierungen „Besseres Zusammenleben“ und „Wachsamer Nachbar“ sind den Bürger-

wehren „Vecinos en alerta“ („Nachbarn in Alarmbereitschaft“) nachempfunden, wie sie zurzeit tatsächlich in Uruguay immer häufiger entstehen. Vor allem in Montevideo bewaffnen sich Bürgergruppen selbst und erhoffen sich durch die Installation von Überwachungskameras mehr Sicherheit. Zwar ist in dem kleinsten spanischsprachigen Land Südamerikas der Waffenbesitz nicht erlaubt, aber die Polizei nimmt es mit Kontrollen nicht so genau, so der Regisseur in einem Interview.

Auch in „Guns“ ist die Tatanalyse durch den Detektiv, der den Mord an einer Journalistin aus den Reihen einer der beiden Gruppierungen aufdecken soll, eine reine Farce. Zwar wird die südamerikanische Kriminalgeschichte am Ende aufgeklärt, aber der Mord bleibt ungestüht, weil sich die Polizei für nicht mehr zuständig erklärt. So hinterlässt diese Persiflage eines „Whodunit“ um illegitime Machtverhältnisse ein Gefühl der Verunsicherung, das uns in Deutschland, wenn auch aus anderen Gründen, ebenfalls bekannt ist.

Notfalls spielen sie auch ohne Dirigent

Klassik: Die Faschnachtsmatinee im Rosengarten findet wieder statt – das Nationaltheaterorchester spielt einen Schwank vor allem aus Wien

Von Bertold Planer-Friedrich

Schon vor Ankunft im Rosengarten merken die Besucher, dass hier kein gewöhnliches Orchesterkonzert angesetzt wurde. Auf dem Vorplatz, direkt vor dem Eingang, ist die beschriftete Benzinkutsche des Stadtprinzenpaars Larissa I. und Jochen I. abgestellt. Im Foyer intoniert ein Jazz-Trio, quasi als Abordnung der IG-Jazz-Rhein-Neckar, „Fly Me to the Moon“. Im gefüllten Mozartsaal ist das Honoratiorenaufgebot unübersehbar. Beim Einzug der Orchestermitglieder fällt auf, dass sich die Kleiderordnung liberalisiert hat.

Vor mehr als 40 Jahren gegründet

Das ist der fünften Jahreszeit geschuldet, denn wie sonst sollte das eine oder andere neckische Hütchen oder eine knallbunt gepunktete Kravatte bei den Posaunen interpretiert werden? Nach Einzug der Prinzengarde und dreifachem „Ahoi!“ lässt es sich Oberbürgermeister Christian Specht nicht nehmen, höchstpersönlich die Matinee anzumoderieren. Namentliche und außerordentliche Würdigung wird den anwesenden Eheleuten Angelika und Roland Hartung zuteil, die die Veranstaltungsreihe mit jährlichen Konzerten vor über vierzig Jahren aus der Taufe gehoben haben.

Jetzt, nach dreijähriger Pause, ist der Staffeln dank Einsatzes der Musikalischen Akademie weitergegeben, und auch nächstes Jahr soll das Faschnachtskonzert in dieser Form wieder stattfinden.

Professor Karl-Heinz Bloemeke führt mit weißem Sakko und Taktstock am Dirigentenpult vergnüglich durch das Programm. Bereits nach dem ersten Stück, Jacques Offenbachs schwingvolle Ouvertüre zu „Pariser Leben“ in Art eines Potpourris eigener Komponistenideen, erntet Bloemeke allerdings für einen ersten Appell zu Offenheit und To-

leranz spontanen Applaus. Das Programm geht beschwingt weiter mit Evergreens der gefälligen klassischen Konzertliteratur, Kompositionen der Strauß-Familienmitglieder, Puccini und Rossini.

Elgar für die Eheleute Hartung

Für Puccinis Arie „O mio babbino caro“ tritt Sopranistin Viktorija Kaminskaite auf die Bühne und besticht mit einer kraftvollen, klaren Darbietung. Die Musiker überraschen mit dem „Salut d'Amour“ von Edward Elgar in einer Fassung für Violoncello und Orchester mit Fritjof von Gager-

als Solist. Hier handelt es sich um eine Hommage an die Eheleute Hartung, von denen bekannt ist, dass sie Elgars Musik sehr schätzen.

Bloemeke begibt sich anschließend auf einen humoristischen Ausflug, bei dem er den Dirigentenberuf durch den Kakao zieht. Dabei betonte er eine gehörige Portion Selbstironie und kennt berühmte Witze aus dem Kanon der Orchesterliteratur. Das Ganze gipfelt darin, dass ihm das Orchester schließlich beweist, dass es notfalls auch ohne Dirigenten klappert, und einfach mal los spielt. Nach einem Ungarischen Tanz von Brahms, dem Csárdás der Rosalinde aus Straußens „Fledermaus“ mit viel Effet von Kaminskaite und viel Applaus, wiederum Strauß mit einem Walzer, einer schmalzigen Léhar-Arie und einer Rauschschneidelpolka zeigt das Orchester, dass es auch Narhalla beherrscht.

Jochen I. lobt von der Bühne die Verbindung von Karneval und hohem musikalischen Niveau, und Larissa I. stellt schon mal klar, dass sie nächstes Jahr auch wieder zur Faschnachtsmatinee kommen wird. Nach Orden für Bloemeke und von Gager zieht das Prinzenpaar wieder aus. Zum Nachschlag gibt es noch Offenbachs „Cancan“ und einen Radetzky-Marsch auf den Weg. Wahrscheinlich ist es 2025 wieder ausverkauft.



Nach drei Jahren Pause wieder da: die Faschnachtsmatinee mit Sopranistin Viktorija Kaminskaite und Dirigent Karl-Heinz Bloemeke mit dem NTO. BILD: MARKUS PROSSWITZ

Ai Weiwei: Gaza-Kritik wird zensiert

Kunst: Künstler vergleicht Situation mit Kulturrevolution

Der chinesische Künstler Ai Weiwei hat die Absage seiner Ausstellung in London mit Maßnahmen während der Kulturrevolution in China unter Mao Tsetung verglichen. „Ich bin mit dieser heftigen politischen Zensur aufgewachsen“, sagte der 66-Jährige am Sonntag dem britischen TV-Sender Sky News. „Mir wird jetzt klar, dass man im Westen heute genau dasselbe tut.“ Die Gesellschaft sei eingeschüchert, dass sie allen Fragen und Debatten aus dem Weg gehe, sagte der in Europa lebende Künstler aus China.

Die Londoner Lisson Gallery hatte im November eine geplante Schau mit Werken von Ai Weiwei nach heftiger Kritik an Äußerungen des Künstlers gestoppt. Er hatte sich Berichten unter anderem britischer Medien zufolge in einem inzwischen gelöschten Tweet auf der Social-Media-Plattform X über finanzielle, kulturellen und medialen Einfluss der „jüdischen Community“ geäußert.

Künstler wollen nur Geld

Ai Weiwei kritisierte auch die Suspendierung von zwei New Yorker Universitätsprofessoren wegen Kommentaren über Gaza. „Das ist wie eine Kulturrevolution, die jeden zerstören will, der eine andere Einstellung hat, nicht einmal eine klare Meinung“, sagte er. „In Universitäten oder in der Politik – überall – kann man nicht mehr über die Wahrheit sprechen.“ Westliche Künstler seien „vom Kapitalismus korrumpiert“ worden. „Sie wollen nur Geld und berühmt werden“, sagte Ai Weiwei.

Die „Große Proletarische Kulturrevolution“ unter Mao Tsetung war eine politische Massenkampagne von 1966 bis 1976. China versank währenddessen im Chaos, etliche Menschen wurden zu harter körperlicher Arbeit aufs Land geschickt. Im Namen der Revolution war alles erlaubt. Nach verlässlichen Schätzungen kamen zwischen 1,5 und 1,8 Millionen Menschen ums Leben. dpa



Vergleicht die „Denkverbote“ zu Gaza mit der Kulturrevolution Mao Tsetungs von 1966 bis 1976. BILD: KIN CHEUNG/AP/DPA

Rapper Torch in Marbach

Der Deutsch-Rapper Torch, alias Frederick Hahn, kommt am 26. Februar ins Deutsche Literaturarchiv (DLA) Marbach: Gemeinsam mit der Direktorin Sandra Richter und Baden-Württembergs Finanzminister Danyal Bayaz (Grüne), selbst bekennender Hip-Hop-Fan,

spricht er über Deutschrapp als Kulturform und Stimme derer, die sonst nicht gehört werden, so das DLA. Torch, der in Heidelberg aufgewachsen ist und nun in Zürich lebt, war nicht nur einer der ersten, die auf Deutsch rappen, sondern ist auch der erste deutsche Freestyle-Rapper überhaupt. Laut DLA ist er „ein Poet der Gegenwart, der früh Rassismus, soziale Benachteiligung, aber auch die Sehnsucht nach Menschlichkeit, Geborgenheit und Anerkennung in seinen Texten thematisiert hat.“ Torch bezeichnete die deutsche Literatur als seine wichtigste Inspirationsquelle, besonders die Werke von Kurt Tucholsky, Hilde Domin und Hermann Hesse. Sein Konzeptalbum „Blauer Samt“ erschien als LP, CD und Buch und verbindet Rap, Literatur und Philosophie. epd

